

Lethen, Helmut (2009): Unheimliche Nachbarschaften. Essays zum Kälte-Kult und der Schlaflosigkeit der Philosophischen Anthropologie im 20. Jahrhundert. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach Verlag.

## Unheimliche Nachbarschaften

Im Jahr 1935 kritisiert Ossip Mandelstam die Dramen Tschechows. Die Schroffheit dieser Kritik wirft ein Schlaglicht auf die Denkweise der just in diesen Jahren untergehenden Avantgarde. In Tschechows Dramen gebe es keine Handlung, moniert Mandelstam, sondern »nur Nachbarschaft mit den aus ihr entstehenden Unannehmlichkeiten«.<sup>1</sup>

Ein Biologe würde, so Mandelstam, das Tschechow'sche Modell »ökologisch« nennen; denn es registriere ja nur Umwelt. Also führt Mandelstam seinen Kommentar mit einem klassischen Beispiel der frühen Ökologie, dem Tümpel, fort: »Tschechow entnimmt mit einem Fangnetz eine Probe aus einem menschlichen ›Tümpel‹, den es gar nie gegeben hat. Die Leute leben zusammen und können sich absolut nicht voneinander trennen. Das ist alles.« Angesichts dieser unseligen Vernetzung verblüfft Mandelstam mit dem Ratschlag einer kleinen Mobilmachung, mit der sich die Figuren aus ihrem ökologischen Ensemble lösen könnten. Im Jahr 1935 klingt dieser Tipp allerdings wie ein fernes Echo aus vergangenen Tagen der klassischen Avantgarde: »Gebt ihnen Fahrkarten, zum Beispiel den ›drei Schwestern‹, und das Stück ist zu Ende.«<sup>2</sup>

Mittlerweile hat der Überdruß an politischen Kursbüchern und geschichtsphilosophischen Fahrplänen offenbar den Vorteil, geistesgeschichtliche »Tümpel« wahrzunehmen, in denen Leute mit Ansichten zusammenleben, die – ideologisch Welten voneinander entfernt – nicht wieder zu trennen sind. Wer in der »klassischen Moderne« einen solchen »Tümpel« sieht, muss sich auf unheimliche Nachbarschaften gefasst machen. Im Folgenden werde ich drei Verfahren der Historisierung der »klassischen Moderne« vorstellen, die mir 1994 und 1995 auffielen. Ich versehe sie mit den Stichworten »Austauschdiskurse«, »Lebensideologie«, »Kontingenz«.

### Austauschdiskurse

Kein ökologischer Terminus, sondern einer der Geologie kennzeichnet das inspirierende Unternehmen von Manfred Gangl und Gérard Raulet über

<sup>1</sup> Ossip Mandelstam, Über Tschechow, in: Ossip Mandelstam, Gespräch über Dante. Gesammelte Essays II, 1925–1935, Frankfurt a.M. 1994, S. 223–226, hier S. 223.

<sup>2</sup> Ebd., S. 223f.

die *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik*.<sup>3</sup> Er erscheint im Untertitel ihres Buches, der Beiträge zur politischen Kultur einer »Gemengelage« verspricht. Das Verfahren der Autoren, »Austauschdiskurse« zwischen Denkern zu rekonstruieren, die – eingebürgerten Denkschemata zufolge – politisch meilenweit voneinander entfernt waren, aber lebhaft miteinander kommunizierten, ist durch einen paradoxen Zug gekennzeichnet: Es löst die Grenzen des Lagerdenkens auf – aber nicht etwa, um entspannt den unbegrenzten Relativismus aller Konzepte zu konstatieren, sondern um nachzuweisen, dass die »klassische Moderne« (ein Terminus, den sie mit allen Implikationen von Peukert übernehmen) als ein »endliches Ensemble von Konzepten«<sup>4</sup> erscheint. Beim Abschied von einer Epoche bieten sich Verfahren des Historismus an. Man entwirft ein abgeschlossenes Zeitvolumen, in dem Diskurse flottieren, sich austauschen und abgrenzen, aber um ein Sinnzentrum kreisen, das nun fremd geworden ist. Wir treten in den kreisförmigen Raum der Panoramen.

So gelingt es Wolfgang Ißbach zu zeigen, dass einige Schriften von Georg Lukács, Ernst Jünger, Carl Schmitt und Ernst Bloch durch die gleiche radikale Geste strukturiert sind:

Lukács und Schmitt suchen nach dem Nukleus der modernen Gesellschaft, der radikal gefaßt werden muß, um die Moderne in den Griff zu bekommen: der Nukleus bei Lukács heißt Ware, der Nukleus bei Schmitt heißt Souverän. Ware und Souverän: in diesen Zentren entscheidet sich das Schicksal der Moderne.<sup>5</sup>

Die radikale Geste besteht in dem forcierten Versuch, den Zerfallsprozess, als der Modernität begriffen wird, in Apparaten der Kohärenz aufzuhalten. Die Geste verbindet das Denken der verschiedenen Lager. Auf dieser Ebene vollzieht sich der unheimliche Austausch. Unheimlich – weil wir Vertrautem auf feindlichem Terrain begegnen; unheimlich – weil sich die Antipoden in ihrer aristokratischen Distanz vom pluralen Leben einer Massendemokratie treffen.<sup>6</sup> Unheimlich wirkt der Austausch freilich nur, insofern uns die Denkmotive heute noch verführen. Sobald die Epoche ihre Anziehungskraft

<sup>3</sup> Manfred Gangl/Gérard Raulot (Hg.), *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, Frankfurt a.M./New York 1994.

<sup>4</sup> Ebd., S. 143.

<sup>5</sup> Ebd., S. 154.

<sup>6</sup> Vgl. Joscha Schmierer, *Weimarer Denken. In den Katakomben bundesrepublikanischer Ideologieproduktion*, in: *Kommune 13* (1995) 4, S. 6–10.

verloren hat, können wir gelassen die Logik der Nachbarschaften betonen. So weit ist es offensichtlich noch nicht.

Die Vorteile des Verfahrens, Nachbarschaften zu ermitteln, liegen auf der Hand. Es vermeidet die übliche Entmischung der Diskurse. Ein Oppositionsdiskurs verodet, wenn man ihn aus seinen osmotischen Verbindungen mit gegnerischen Feldern löst, mit denen er durch Membranen verbunden ist. Abgrenzung ist ein wesentliches Kennzeichen der vergangenen Konzepte. Sie kann nur beschrieben werden, wenn man sie als Grenzfläche begreift, die den Austausch reguliert, eindämmt, unterbindet und – ermöglicht. Lässt die Forschung sich einmal darauf ein, so ist sie in der Lage, den »Grenzdiskursen« der Schriftsteller größere Aufmerksamkeit zu widmen. So beschreibt Ulrike Baureithel, wie stark »Bronnens Gespür für die Energie war, die durch Grenzüberschreitungen jedweder Art freigesetzt wird«.<sup>7</sup> Passagen aus Bronnens *Protokoll*, die früher kaum aufgefallen waren, gewinnen, wenn man sie wie Ulrike Baureithel zitiert, plötzlich an Bedeutung:

Was mich hier lockte: war die Grenze. Dieses Vibrieren der großen Kraft-Ströme, dieses Abtasten der Energien. Keine Grenze ist wirklich starr. Die Linien auf den Land-Karten sind feste Kategorien nur für die Zöllner und Feldwebel; die arbeitenden Menschen fluktuieren unaufhörlich hinüber und herüber.<sup>8</sup>

Baureithels Hinweis kann vor einer Überschätzung der Entdeckung von »Austauschdiskursen« schützen. Wir selbst tauchen im Austausch nicht in einen elektromagnetischen Energiestrom ein. Eine solche Ansicht verharrt im Horizont der historischen Figuren, den wir mit der historistischen Erschließung der unheimlichen Nachbarschaften verlassen wollten.

Die Entdeckung eines die unterschiedlichsten Denker verbindenden »Fluidums« der Weimarer Republik<sup>9</sup>, ihrer Gesten und Attitüden, hat inzwischen zu gewagten Forschungen geführt. So wird in Hans J. Lietzmanns Studie über *Kriegerethos und Verfassungslehre*<sup>10</sup> Karl Mannheims und Carl Schmitts Platz in Norbert Elias' Modell einer »satisfaktionsfähigen Gesellschaft«

<sup>7</sup> Ulrike Baureithel, *Gefäße der Reinheit. Überlegungen zum Grenz- und Reinheitsdiskurs in Arnolt Bronnens Dramen »Vatermord« und »Rheinische Rebellen«*, in: Sabine Becker (Hg.), *Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik*, Bd. 1, 1995, St. Ingbert 1995, S. 171–201.

<sup>8</sup> Arnolt Bronnen, *Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll. Beiträge zur Geschichte des modernen Schriftstellers*, Kronberg 1978, S. 151.

<sup>9</sup> Schmierer, *Weimarer Denken*, S. 7.

<sup>10</sup> Hans J. Lietzmann, *Kriegerethos und Verfassungslehre. Karl Mannheims und Carl Schmitts Platz in Norbert Elias' »satisfaktionsfähiger Gesellschaft«*, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.),

untersucht. Bei allen drei Denkern entdeckt er Varianten eines verbürgerlichten Kriegerethos, das in die Friedensordnung der modernen Republik hineinragt, ihre heimliche Verliebtheit in die geordnete Welt der autoritären Kriegerkassen und das in sie eingebundene Bewusstsein einer Freisetzung der Gewaltmoral.<sup>11</sup> Noch im englischen Exil kreisen Mannheims Gedanken um die Installierung einer Instanz, »die einerseits virtuos mit dem Repertoire der Anständigkeitsmoral umzugehen verstünde, die aber andererseits und in erster Linie den Kanon der Gewaltmoral, den Kriegerkodex der zivilen Gesellschaft souverän anzuwenden beherrscht.«<sup>12</sup> Mitten im Tumult der Modernisierungswellen des 20. Jahrhunderts schlagen Attitüden der kriegerischen Eliten die Intellektuellen in ihren Bann. Die Konzentration auf Duell-Situationen kennzeichnet ja nicht nur Schmitt und Mannheim, auch Helmuth Plessners Anthropologie kommt nicht ohne sie aus. War es so schwer, aus dem Schatten des »verbürgerlichten Kriegerethos« zu treten, das ihnen vom wilhelminischen Bürgertum hinterlassen worden war? Gemeinsam ist dem Denken, das sich auf die Duellierung mit dem Andersartigen und Fremden als einem Medium der eigentlichen Existenz einstellt, die stillschweigende Hegung des kriegerischen Konflikts und die aristokratische Ferne zu massendemokratischen Prozessen:

Das tragische Element im aristokratischen Duell, das der Bereinigung der Führerkassen der feudalen Gesellschaft diene, verfällt in Weimar zum sentimental-brutalen Gestus eines Bürgertums. Es funktioniert als die Autosuggestion von Entschlossenheit und Tatmenschen-tum; es verdrängt (ausgesprochen wirkungsvoll, wie sich zeigen sollte) die traditionellen Ideale klassischer Humanität und kultiviert die Pose der Satisfaktionsfähigkeit in aussichtsloser politischer Lage.<sup>13</sup>

Norbert Elias, der die Kampfesriten und Duellgebräuche im Übergang von der adligen zur bürgerlichen Hegemonie in Deutschland, die verzerrte Übernahme des Kriegerkanons durch Teile des Bürgertums zum Gegenstand einer historischen Studie gemacht hat, partizipiert – so Lietzmanns überraschende Pointe – an dem von ihm diagnostizierten Habitus, vor allem in der von ihm als Selbstverständlichkeit hingenommenen Doppelmoral der Machteliten.

Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes, Frankfurt a.M. 1996, S. 393–423.

<sup>11</sup> Ebd., S. 402.

<sup>12</sup> Ebd., S. 400f.

<sup>13</sup> Lietzmann, Kriegerethos und Verfassungslehre, S. 410.

Für einen historischen Augenaufschlag scheinen wir uns das Verschwimmenlassen der Grenzen leisten zu können, zumal zu einem Zeitpunkt, in dem in den Balkankriegen ethnische Säuberungen mal wieder auf der Tagesordnung stehen. Ein problematischer Zug des Verschwimmens wurde mir aber in den Reaktionen auf die *Verhaltenslehren der Kälte* klar. Nicht die Tatsache, dass ein Kritiker das Buch als Dokument eines »lagerübergreifenden Enttäuschungsdiskurs[es]«<sup>14</sup> bezeichnete, irritiert mich. Darin entdeckte ich keinen Fehler, solange er – der »lagerübergreifende Enttäuschungsdiskurs« – in der Lage ist, den »Desillusionsrealismus« (Karl Mannheim), der den Horizont der beschriebenen Figuren markiert hat, zu überwinden. Die Irritation geht vielmehr von folgendem Umstand aus: Ulrich Raulff bemerkte, dass die »wahren Konstruktionspunkte« des Buchs zum einen in der Todeszelle der Gestapo lägen, in der der Romanist Werner Krauss über die Lebenslehre des spanischen Jesuiten Balthasar Gracian meditierte, und zum anderen »in Plettenberg, wo nach dem Krieg Carl Schmitt in der sozialen Ächtung der inneren Verbannung die Erfahrung der Verlassenheit mache, die Brechts Mutter Courage bereits Ende der 30er Jahre verkörpert hat.«<sup>15</sup>

»Plötzensee und Plettenberg« – so unheimlich kann die Nachbarschaft nicht gemeint gewesen sein, oder? Raulffs Sätze beleuchten schlaglichtartig ein Problem: Verfahren, die sich auf den Austausch konzentrieren, stufen die Bedeutung des Politischen, mit dem sich die Grenzziehungen legitimierten, derart herunter, dass es als mentales Faktum, Verhaltensdispositiv und riskante Option des Lebens völlig aus dem Blick zu geraten droht. Man erhält mit diesem Verfahren ein Feld von Gesten, Einstellungen und Attitüden, die beinahe gänzlich von der politischen Programmatik abgespalten sind, als ob nicht diese, sondern nur die weniger beredten Tiefenstrukturen die »eigentliche« Kulturgeschichte ausmachen würden. Das ist eine verständliche Reaktion auf die Überschätzung des Politischen in den vergangenen Jahrzehnten, sie wirft aber neue Probleme auf.

Darin besteht auch die Schwierigkeit, den Habitus der Sachlichkeit zu beschreiben; Habitus, nach Bourdieu begriffen als ein Ort äußerer Determinanten und individueller Entscheidung, berechenbarer Wahrscheinlichkeiten und gelebter Erwartungen. Es ist ein Ort *zwischen* einem System objektiver Regelmäßigkeiten und unmittelbar beobachtbaren Verhaltensweisen. Es ist ein Ort, der in Texten sein Medium ebenso findet wie in den von Texten

<sup>14</sup> Klaus Naumann, Die Kälte der Moderne, in: DIE ZEIT, vom 5.8.1994.

<sup>15</sup> Ulrich Raulff, Der Mensch lebt nur, wenn er ein Leben führt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 15.3.1994.

angeleiteten Körperhaltungen, Verhaltenslehren. Diese Version des Habitus lässt es jedenfalls nicht als zwingend erscheinen, in kulturgeschichtlichen Untersuchungen politische Haltungen auszuklammern oder zu einer dritt-rangigen Angelegenheit zu machen.

## Lebensideologie

Bei den ›Austauschdiskursen‹ handelt es sich nicht um die Entdeckung zufälliger Nachbarschaften mit kleinem Grenzverkehr, sondern um Denksysteme, die um geheime Zentren kreisen, verschwiegene Zusammenhänge und gleiche Tiefenstrukturen. Ein ›endliches Ensemble‹ von Denkfiguren wird anvisiert. So nimmt es nicht wunder, dass Michael Großheim, nachdem er die Korrespondenzen zwischen Ludwig Klages und Ernst Jünger untersucht hat, auch die geheime Nachbarschaft von Ernst Jünger und Horkheimer/Adornos *Dialektik der Aufklärung* mit ihrer Frage, warum die Menschheit in einem fortgeschrittenen Stadium der Zivilisation in eine neue Art der Barbarei versinken konnte, aufdeckt.<sup>16</sup> Der Ausgangspunkt von Jüngers Zivilisationskritik war Großheim zufolge von Anfang an klar. Seit seinen von Nietzsche inspirierten Erfahrungen des Ersten Weltkriegs sei er davon ausgegangen, dass wir »unter immer glänzender polierter Schale, unter allen Gewändern, mit denen wir uns wie Zauberkünstler behängen [...], nackt und roh wie die Menschen des Waldes und der Steppe«<sup>17</sup> blieben. Es ist dieser Gestus des Auffindens eines dynamischen Kerns des ›Lebens‹ unter zivilisatorischer Kruste, in dem Martin Lindner die gleich bleibende Struktur der ›intellektuellen Mentalität der klassischen Moderne‹ erblickt. Er gibt ihr den Namen ›Lebensideologie‹. Sie habe das Denken über sechs Jahrzehnte lang, von 1890 bis 1955, beherrscht.<sup>18</sup>

Im Rahmen der Lebensideologie wird das Leben durch eine Grund-Polarität bestimmt. Unter einer starren, individuellen Oberflächen-Form befindet sich die dynamische Ganzheit des Lebens. Die zivilisatorische Form ist zwar vom Leben zum Schutz wie zur Entlastung und Intensivierung hervorgebracht,

<sup>16</sup> Michael Großheim, Ernst Jünger und die Moderne. Adnoten zum »Arbeiter«, in: Günter Figal/Heimo Schwilk (Hg.): *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*, Stuttgart 1995, S. 147–168.

<sup>17</sup> Ebd., S. 162.

<sup>18</sup> Martin Lindner, *Leben in der Krise. Zeitromane der Neuen Sachlichkeit und die intellektuelle Mentalität der klassischen Moderne*, Stuttgart/Weimar 1994.

sie hemmt dessen Dynamik aber gleichzeitig. Das wird als »Tragödie der Kultur« (Simmel) begriffen oder ist Quelle des »Unbehagens« an ihr (Freud). Wann immer die alte Form das Leben blockiert, entsteht eine Krise, die jedoch als produktiv erfahren werden kann, weil sie in der bezeichneten Periode drei Lösungsmöglichkeiten kennt:

- dauerhaftes Versinken der individuellen Form in den Gesamtzusammenhang des Lebens
- Harmonie der individuellen Lebensform mit der Dynamik des Lebens
- mystisches Aufgehen im überindividuellen Leben für einen Augenblick

Alle Formen der Kultur müssen sich, so das Credo einer ganzen Epoche, vor dem Leben rechtfertigen. Lebensgeschichtliche und historische Brüche und Katastrophen werden als besondere Phasen der Intensität begriffen. Das Denken kreist um die Phänomene der Krise, in der ein Moment der Entscheidung zwischen Leben und Tod entdeckt wird oder in der sich der Organismus gegen eine Erkrankung zur Wehr setzt; in der die individuelle Begrenztheit ekstatisch eingeschmolzen oder in der das Leiden als kollektives Schicksal erfahren wird.

So abstrakt und universell diese Definition der Lebensideologie und ihrer Topografie (Oberfläche/Tiefe, Außen/Innen, Strömen/Verhärten) ist, sie erweist sich als überaus erhellend bei der Erschließung gemeinsamer Tiefenstrukturen der neusachlichen Zeitromane. Strukturanalysen, wie die von Martin Lindner, bedeuten immer eine heilsame Kränkung: Pathetische Gesten, wie die des Dezisionismus, werden auf die gleiche Tiefenstruktur zurückgeführt wie die kleinerer Propheten der Republik, die schon lange vergessen sind. Die Kunst der politischen wie physiognomischen Unterscheidung, die in den 20er Jahren einen unerhörten Aufschwung nahm, fällt in sich zusammen. Es ist wichtig, sich einmal dem hochdifferenzierten Gehirn-Grau identischer Strukturen zu stellen, um dann mit Lindner die wichtigen Schattierungen, originellen Farbwerte und Risse im Einzelfall schätzen zu lernen. Lindners Makroanalyse ist eine gute Schule gegen die Selbstgewissheit von Analysen, die glauben eine Mikroanalyse geleistet zu haben, ohne zu wissen, von welcher grobschlächtigen Strukturen ihre solitäre Versenkung in die Einzelheiten gesteuert wurde.

Die Zeitgrenze von 1955 ist freilich eher dem Wunsch geschuldet, dem endlichen Ensemble der Lebensideologie ein Limit zu setzen, damit sie endlich historisiert werden kann.

## Kontingenzbewältigung

Eine historisch abgeschlossene Epoche wird besichtigt. Die theoretische Anstrengung zielt darauf ab, einen Zeitraum zu konstruieren, der sich um eine Sinnachse dreht, um die wir uns nicht mehr drehen wollen. In einem einzigen Jahrzehnt, von 1965 bis 1975, wurde in Schwindel erregendem Tempo der Wechsel der politischen Kostüme einer ganzen Epoche wiederholt. Hat das die Fremdheit der klassischen Moderne besiegelt?

Die dritte Variante der Historisierung ist entschieden politisch motiviert. Sie hat ihre spektakulärste Formulierung in Boris Groys Buch über das *Gesamtkunstwerk Stalin* gefunden. Ich greife zur Kennzeichnung dieser Tendenz auf eine Arbeit zurück, in der Michael Makropoulos den Souveränitätsbegriff bei Walter Benjamin und Carl Schmitt vergleicht.<sup>19</sup>

Auch Makropoulos orientiert sich an Detlev Peukerts Begriff der Klassischen Moderne als Bezeichnung für eine Gesellschaft, die nicht mehr primär durch Tradition bestimmt und nicht auf eine einzige Zukunft gerichtet ist (oder mit Arnolt Bronnens Worten: »in ihr [...] ist zu sehen die größte Lockerung der Vergangenheit und die größte Spannung der Zukunft«<sup>20</sup>). Eine Gesellschaft, deren Angehörige nach dem Krieg die Empfindung hatten, in einer normativen Leere zu stehen. Eine tabula rasa – aber Avantgardisten jeder Couleur glaubten diese tabula rasa zum Konstruktionstisch für eine neue Gesellschaft machen zu können.

Die Erfahrung der fortschreitenden Pluralisierung wurde Makropoulos zufolge von den Intellektuellen als »bodenlose Kontingenz« gedeutet. »Kontingenz« ist nach Makropoulos' lakonischer Definition, »was auch anders möglich ist, und es ist auch anders möglich, weil es keinen notwendigen Existenzgrund hat«. »Kontingenz« ist also das Zufällige genauso wie das willkürlich Konstruierte. Ein Zustand, in dem Kontingenz herrscht, ist ein Ausnahmezustand. Er ist schwer zu ertragen und muss beseitigt werden; das ist der gemeinsame Nenner aller avantgardistischen Konzepte. Sie haben die gleiche Tiefenstruktur; sie sind auf Herstellung von Homogenität, auf Kontingenzaufhebung aus. Sie münden damit zwangsläufig in eine paradox

<sup>19</sup> Michael Makropoulos, Haltlose Souveränität. Benjamin, Schmitt und die Klassische Moderne in Deutschland, in: Gangl/Raulet (Hg.), Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik, S. 197–214.

<sup>20</sup> Arnolt Bronnen/Gerda Müller, in: Arnolt Bronnen, Sabotage der Jugend. Kleine Arbeiten 1922–1934, Innsbruck 1989, S. 107–109, hier S. 109.

erscheinende Situation. Wer in einer Gesellschaft den Zufall ganz ausschalten will, überlässt sie letzten Endes dem Zufall.

Kein Zweifel, die Kritik von Makropoulos geht von einer Tugend aus, die sich erst Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik entwickelt hat und in den 20er Jahren kaum aufzufinden war. Makropoulos nennt sie »Kontingenztoleranz« – Siegfried Kracauer hat ihr in dem Essay *Die Wartenden* ein melancholisches Tableau gezimmert. Ohne die soldatische Tugend der Tapferkeit, ohne das Pathos des verlorenen Postens oder die Zerknirschung der selbstgewählten Unseligkeit war diese Tugend damals nicht zu haben. Denn in den 20er Jahren waren die zaghaften Anfänge einer bürgerlichen Kultur der Schattierungen und gemischten Temperaturen einer Ästhetik der Entmischung gewichen. Reizvoll schien die Polarisierung aller Lebenssphären. Scharfe Grenzziehungen wussten zu faszinieren. Durch den amorphen Körper, als welcher die neue Massendemokratie erschien, mussten die Schneisen einer Freund-Feind-Lehre gezogen, Wahrnehmungsirritationen mussten im Raster von Typologien stillgelegt werden. Keine Spur der Entspannung durch Relativismus. Stattdessen liest man: »Er macht den sympathischen Eindruck eines Mannes, der nur eine Distanz zu den Dingen hat, nämlich die Schuß-Distanz, und der gewohnt ist, den lieben Mitmenschen über Korn und Kimme anzusehen.«<sup>21</sup> Reizvoll sind in diesem Jahrzehnt sowohl im Politischen wie im Ästhetischen die Logik der Extreme, die »äußersten Intensitätsgrade einer Verbindung oder Trennung«<sup>22</sup>, wie Carl Schmitt formuliert.

Unter dem Stern der Sachlichkeit entfalten sich die Landschaften der Trennung.

Die Notwendigkeit der Trennung wird am weiblichen Körper durchexerziert. Das hatte Tradition. Neu ist, dass die Frau mit Vorliebe als tückisches Subjekt der Trennung begriffen wird. Ein »hinreißende[s] Schauspiel«, wie Bronnen an der *weiblichen Kriegs Generation* beobachtet: »sie proklamierte die Trennung«.<sup>23</sup>

<sup>21</sup> Arnolt Bronnen, Die Stadt, in: Bronnen, Sabotage der Jugend, S. 128–131, hier S. 131.

<sup>22</sup> Carl Schmitt, Der Begriff des Politischen, Berlin 1987, S. 27.

<sup>23</sup> Arnolt Bronnen, Die weibliche Kriegs Generation, in: Bronnen, Sabotage der Jugend, S. 103–107, hier S. 103.

## Der Habitus der Sachlichkeit

»Sachlichkeit«, möchte man annehmen, war immer schon ein Schlüsselwort des »lagerübergreifenden Enttäuschungsdiskurses«. In den letzten Jahrzehnten verlor es freilich endgültig seinen Geltungsanspruch für neutrale Haltungen. Peter Sloterdijk entdeckte in ihm eine Schlüsselmetapher der »zynischen Vernunft«; Ulrike Baureithel eine Attitüde, die nach dem verlorenen Krieg den Wegfall der väterlichen Autorität kompensieren sollte. Für die neueste Untersuchung zählt Sachlichkeit bereits zu den »Obsessionen« einer vergangenen Zeit, in der »Sachzwang« dämonisiert wurde. In seiner Arbeit zur *Archäologie einer deutschen Redefigur* untersucht Willibald Steinmetz »Sachlichkeit« als Bezeichnung für die Haltung einer Wirklichkeit gegenüber, die als entpersonalisierter, als selbstläufig gedachter Prozess, z.B. der Rationalisierung, Bürokratisierung und »Vermassung« erfahren wird.<sup>24</sup> Die Sachzwang-Behauptung bezog nach Steinmetz ihre Plausibilität aus der verbreiteten Gewissheit, dass es in der modernen, technisch-industriellen Zivilisation »autonome Prozesse« gäbe. Sachlichkeit als Haltung ist ein zwiespältiges Symptom: Einerseits ist sie beherrscht von der Erkenntnis, unbeeinflussbaren Prozessen ausgeliefert zu sein; andererseits von der Selbstgewissheit, sich nur mit Hilfe der Haltung der Sachlichkeit in diese Prozesse einschalten zu können. In den 20er Jahren gehörte die Sachlichkeit, wie Steinmetz zeigt, vor allem zum Habitus des kommunalen Fachbeamtentums, das sich in seiner Verwaltungsarbeit vom »Gezänk der Parteien« fernhalten wollte; sie wurde aber auch bis hinauf zur Ebene der Staatssekretäre und der Reichskanzlei kultiviert. In der Spätphase der Republik nahm der »sachliche« Habitus Steinmetz zufolge zunehmend den Charakter einer Rückzugsposition an, in der republiktreue und nationalkonservative Beamte und Politiker vor den immer ungeduldigeren Demagogen flüchteten. Steinmetz zitiert den Ministerialdirektor Arnold Brecht, der am 2. Februar 1933 Hitler im Reichsrat mit den Worten belehrte:

Sachlichkeit, temperierte Austragung sachlicher Gegensätze [...] sind die Gewohnheit des Reichsrats. [...] Der Reichsrat soll [...] ein Hort strenger Sachlichkeit sein. Er soll das Gewissen in unruhigen und leidenschaftlichen Zeiten sein. Kein Hemmschuh für energischen Fortschritt, aber ein Hemmschuh für Ausbrüche der Leidenschaft und des überhitzten Kampfes.<sup>25</sup>

<sup>24</sup> Willibald Steinmetz, Anbetung und Dämonisierung des »Sachzwangs«. Zur Archäologie einer deutschen Redefigur, in: Michael Jeismann (Hg.): *Obsessionen. Kollektive Gewissheiten im wissenschaftlichen Zeitalter*, Frankfurt a.M. 1995, S. 293-333.

<sup>25</sup> Zit. n. ebd., S. 303.

Max Weber hatte die Aussichtslosigkeit des Versuchs, mit der Haltung der Sachlichkeit dem Bösen der Macht zu widerstehen, allerdings schon frühzeitig diagnostiziert:

Die Disziplin im allgemeinen, wie ihr rationalstes Kind: die Bürokratie im speziellen, ist etwas »Sachliches« und stellt sich in unbeirrter »Sachlichkeit« an sich jeder Macht zur Verfügung, welche auf ihren Dienst reflektiert und sie zu schaffen weiß.<sup>26</sup>

Der Begriff der Sachlichkeit ist freilich in den 20er Jahren nur mit lockerem Scharnier an die schwankenden Einschätzungen der »Sachzwänge« gebunden. Wer diesen nachhing, konnte leicht von »Seekrankheit auf festem Land« (Kafka) befallen werden. Die Sachzwänge wechselten, die Haltung der Sachlichkeit blieb. Nicht anders war es innerhalb der Kunstszene. Wenn Mitte der 20er Jahre in einer Kritik von einem »Helden der Sachlichkeit« die Rede ist, so kann damit sowohl ein »leninistischer Geduldspieler«, der Leiter der Reichskreditanstalt, ein dem Funktionalismus ergebener Stadtbaurat in Magdeburg als auch ein Ingenieur im Konstruktionsbüro der AEG, ein Schachspieler oder Außenminister Stresemann gemeint sein. Hier handelt es sich um den Gouverneur Hastings, den Bühnenhelden des Stücks *Kalkutta, 4. Mai* von Feuchtwanger und Brecht, der, um effektiv handeln zu können, seine Leidenschaften »auf Eis« legt und Einwände weltanschaulicher Art wie Ballast abwirft. »Held der Sachlichkeit« ist, wer die Analyse des »gesellschaftlichen Krafffeldes« vornimmt, ohne sich von moralischen Erwägungen irremachen zu lassen.<sup>27</sup> Probleme der Machtausübung können als Fall der Ingenieurwissenschaften aufgefasst werden. Denken und Handeln des sachlichen Helden beruhen auf moralindifferenten Diagnosen; er bewegt sich im Rahmen mittelfristiger Prognosen; Bittgang, Klage oder Geständnis gehören nicht zu seinem Repertoire.

Erkenntnistheoretischer Zweifel, was denn die »Sache« sei, wird Spezialisten an den Universitäten überlassen. Allerdings dringt in einer späteren Phase mit Lukács' lebensphilosophischer Kategorie der »Verdinglichung« erkenntniskritischer Zweifel auch in die Literaturdebatten. Der Vorwurf des »Sach-Fetischismus« spaltet jetzt die Lager. Mitte der 20er Jahre sind solche Skrupel noch nicht akut. Zu diesem Zeitpunkt wird dem unschuldigen Be-

<sup>26</sup> Zit. n. ebd., S. 305.

<sup>27</sup> Carl Wege, Bertolt Brecht und Lion Feuchtwanger: »Kalkutta, 4. Mai«. Ein Stück Neue Sachlichkeit, München 1988, S. 98-101.

griff der ›Sache‹ in Pamphleten und Programmen noch eine Schlüsselstellung eingeräumt.

Die Gewissheit des ›Faktischen‹ beruht dabei auf sehr unterschiedlichen Einstellungen:

- Sie orientiert sich an den ›Tatsachen‹ im Sinne empirischer Wissenschaften. Da der Konsens der wissenschaftlichen Kollektive, der eine Tatsache begründet, gemessen an den politisch orientierten Definitionen der Tatsachen, als relativ stabil erscheint, haben die wissenschaftlich behaupteten Tatsachen beinahe den Rang einer ontologischen Gegebenheit. Besondere Anziehungskraft haben die Wissenschaften, die jegliche Wertungen auszuschalten scheinen und sich auf den Nachweis der Verkettung von Sachverhalten und inneren Strukturzusammenhängen beschränken. ›Wertfreiheit‹ ist in den 20er Jahren allerdings ein pathetischer Habitus. Er betont den Heroismus, der aufgebracht werden muss, um ohne religiöses Heil oder irdische Sinnggebung den schieren Fakten die Stirn zu bieten.
- Der ›Fluss des Lebens‹ als nicht hintergehbare Tatsache. Alle Phänomene sind in das »wertindifferente Fließen und Strömen«<sup>28</sup> des Lebens eingebettet. In der Einflussphäre des Lebensbegriffs von Nietzsche findet man diese Einstellung in allen Lagern der Neuen Sachlichkeit. Gottfried Benn schreibt im Rückblick: »Das Leben – hier standen wir am Grundbegriff, vor dem alles haltmachte, der Abgrund, in den sich alles in seiner Wertverwahrlosung blindlings hinabwarf, sich beieinanderfand und ergriffen schwieg.«<sup>29</sup>
- Was Faktizität ist, entscheidet letztlich das ›Kamera-Auge‹; denn die Menschen kannst du täuschen, den Apparat nie! Der Apparat scheint geeignet zu sein, die moralisch gefärbten Wahrnehmungen auszuschalten, um die ›nackten‹ Phänomene zu erfassen. Der Habitus des ›kalten Blicks‹ simuliert wiederum das eingebildete Vermögen des Apparats zur ideologiefreien Erfassung der Dinge. Jüngers Essay *Über den Schmerz* zeigt die nietzscheanischen Momente dieser Einstellung.
- Die dezisionistische Definition des Faktums. Die Bestimmung des Faktums wird entweder dem Parallelogramm der politischen Kräfte überantwortet, im Freund-Feind-Schema stillgelegt oder hegelianisch aufgehoben: »Nur wer, in der Entscheidung, mit der Welt seinen dialektischen Frieden

<sup>28</sup> Siegfried Kracauer, Die Wartenden, in: Siegfried Kracauer, Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a.M. 1963, S. 106–119, hier S. 109.

<sup>29</sup> Gottfried Benn, Der Ptolemäer, Stuttgart 1988, S. 103.

gemacht hat, der kann das Konkrete erfassen. Doch wer ›an der Hand der Fakten‹ sich entscheiden will, dem werden diese Fakten ihre Hand nicht bieten.«<sup>30</sup> Das Misstrauen gegenüber dem Empirismus werden sich später die Theoretiker des Sozialistischen Realismus zu eigen machen.

- Die Zirkulation der Waren, Zeichen und Symbole ist der Grund, auf dem alles basiert. Das Zeichenmaterial der Straße, das »Zeitungsdeutsch mit all seiner Schludrigkeit, durchspränkelt von Dilettantismus und blutigstem Zufall« bieten den faktischen Rohstoff der sachorientierten Literatur. Die Wochenschau des Kinos zeigt »unverfälschte Wirklichkeit«: »großer Stadtausschnitt, Bäumerauschen, Brandung, Eleganz, Technik, Sport, bekannte und anonyme Gesichter«.<sup>31</sup>

Diese grobe Auflistung neusachlicher Einstellungen zur Faktizität hat einen Mangel. Sie zerlegt den Habitus in fünf separate Haltungen. Damit folgt sie zwar der Absicht der Akteure (denn der Theoretiker des ›Kamera-Auges‹ will sich von der Lebensphilosophie ebenso abgrenzen wie der Anhänger der Empirie vom politischen Freund-Feind-Schema). Im konkreten Einzelfall ergeben sich freilich alle möglichen Kombinationen: der szientifische Habitus geht oft mit der heroischen Annahme des wertindifferenten Lebens einher; der Technik-Kult schließt eine Herkunft aus dem Vitalismus nicht aus. Die Wahrnehmung der ›Straße des Lebens‹, die das Kino zu bieten scheint, wird modelliert vom älteren Topos des ›Flusses des Lebens‹; die dezisionistische Fixierung des Faktis trifft oft mit der Fetischisierung des Apparats, der einen ideologiefreien Zugriff aufs Objekt gewähren soll, zusammen. Ist die ›Sache‹ endlich dingfest gemacht, so lässt sich schwer unterscheiden, ob der Autor sich in Demut der Sachinstanz beugt oder seiner Lust an der Grausamkeit, den Gegenstand seiner wärmenden Fiktionen entkleidet zu haben, frönt. Die »Realitätsvokabeln« (Broch) oszillieren. Auch die »Wertfreiheit« (Weber) der Wissenschaften, an denen die Neue Sachlichkeit sich orientiert, verbürgt nichts außer dem Habitus der Entschlossenheit, auf Gesinnungsethik und trügerische Sinnggebung verzichten zu wollen. Das Forcierte dieser Haltung trifft schon früh auf Skepsis: »Trotz aller Sicherungen schleichen sich die immer von neuem hinausgeschobenen Wertungen am Ende doch wieder

<sup>30</sup> Walter Benjamin, Städtebilder, in: Walter Benjamin, Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2, Frankfurt a.M. 1966, S. 103–150, hier S. 103.

<sup>31</sup> Hermann Wedderkop, Wandlungen des Geschmacks, in: Der Querschnitt 6 (1926), Nr. 7, S. 497–502, hier S. 498.

ein«, bemerkt Kracauer 1923 in seinen Betrachtungen zur Wissenschaftskrise und fährt fort:

So gleicht denn Webers Methode einer abschlußlosen Hetzjagd im Schattenreich der Empirie, bei der er sowohl Verfolgter wie Verfolger ist; hinterrücks überfallen ihn die Wertungen, die er ins Angesicht hinein verleugnet, während das Objektive, dessen er habhaft zu werden trachtet, vor ihm ins Unendliche flieht [...].<sup>32</sup>

So mag es auch der Sachlichkeit unseres »Enttäuschungsdiskurses« ergehen.

### Bronnens Modernität

Uwe-K. Ketelsen hat unter dem Titel *Die Sucht nach dem »resistenten Zeichen«* eine Analyse der Romane *Film und Leben Barbara La Marr* und *O.S.* vorgelegt, die die Frage der Modernität und Sachlichkeit Bronnens aus neuer Perspektive aufzuwerfen erlaubt.<sup>33</sup> Ketelsen führt zwei Elemente der Schreibpraxis von Bronnen ins Feld: Er habe zum einen die Suggestivität der Oberfläche der Zeichenwelt mit der »Entsubstantialisierung des Schreibens« verbunden. *Barbara La Marr* demonstriere, wie der weibliche Körper in der oberflächlichen Zeichenwelt des Films gleichsam »verheizt« werde. Im gleichen Atemzug mit diesem forcierten Einverständnis mit der Kontingenz der Zeichenwelt habe Bronnen den Rückgriff auf »resistente Zeichen«, die nicht dem Zerfallsprozess der Moderne unterliegen sollen, arrangiert. Bronnens Gestus spielt sich freilich in dem Rahmen ab, den Lindners »Lebensideologie« abgesteckt hat: »Unter der gleißenden Oberfläche der Zeichen«, so Ketelsen, liege bei Bronnen »die Sphäre der Instinkte«. Ketelsen demonstriert diesen doppelten Gestus des modernen Einverständnisses mit dem Zerfall einerseits, mit Bronnens regressivem Rückgriff auf die Dynamik des Lebens andererseits an dem Roman *O.S.* Der »Leerraum des Erzählens« sei hier von der Motorik des Verkehrs- und Signalsystems erfüllt. Ketelsen zitiert zustimmend einen Vergleich des Autors: Die Wirklichkeit sei (für

<sup>32</sup> Siegfried Kracauer, *Die Wissenschaftskrise*, in: *Schriften*, Bd. 5.1, Frankfurt a.M. 1990, S. 212–222, hier S. 220. – Zum Schicksal der Redewendung vom »Boden der Tatsachen« vgl. Helmut Lethen, *Der Habitus der Sachlichkeit in der Weimarer Republik*, in: Bernhard Weyergraf (Hg.), *Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*, München 1995, S. 371–445.

<sup>33</sup> Uwe-K. Ketelsen, *Die Sucht nach dem »resistenten Zeichen«*, in: Frauke Meyer-Gosau/Wolfgang Emmerich (Hg.), *Gewalt – Faszination und Furcht*, Leipzig 1994, S. 96–119.

die Engländer) »wie eine Schreibmaschine, bei welcher die Tasten nicht mit den Hebeln übereinstimmen«. <sup>34</sup> Im Roman ist die Sphäre des diskursiven Austauschs als Sphäre bloßer Zeichenverkettung dargestellt, dessen Dynamik sich schnell erschöpft und in nichts mündet. Es handelt sich dabei um die westliche Feindsphäre der alliierten Kontrollmächte. Im Freundeslager gelten nur die Äußerungen als sinnvoll, die als Handlungsimpulse wirken und in der Körperwelt Kettenreaktionen bewirken. Als der Freikorpsführer Bergerhoff ermahnt wird, seine Entscheidung nicht überstürzt zu fällen (»Aus Ihrem Mund spricht die Stimme des Muts, aber auch die Stimme der Unvorsichtigkeit«), gibt er zur Antwort: »Aus mir, Herr Ulitza, spricht einfach meine Kehle, allerdings vermittelt durch meine Zähne.«<sup>35</sup>

Im eigentlichen, d.h. verfallsresistenten Grund geht es um die Verkettung physiologischer Vorgänge mit den Waffen: Keine Zeit, meine Herren, für die Hermeneutik der Ausdrucksdimension, für Wertzuschreibungen des Sprachlauts und Entzifferungen der Artikulation! Unartikuliert ist die Stimme schon Signal genug, vermittelt sie doch Angriffswillen. Die Welt der Austauschdiskurse gehört zum feindlichen Terrain, dies ist die Sphäre der verworfenen Modernität der um eine leere Mitte kreisenden Zeichensysteme, vom Nichts überwölbt, vom Nichts grundiert. Bronnens Roman durchquert die Leere der Zeichen. Anders gesagt: Der Erzähler konstruiert wortreich ein Vakuum, das er nun mit radebrechenden, körperlich-instinktiven Zeichen der Gewalt besetzt – Zeichen, die den Auftrag haben, sich resistent zur Kontingenz der Moderne zu verhalten. Bronnen verknüpft mit kulturkritischer Schärfe die »Modernität« (die Entdeckung der Künstlichkeit der Zeichenwelt als »aushöhrende Kraft der Moderne«) mit dem Rückgriff auf instinktive Gewalt. Sie soll die Lücke zwischen der Welt diskursiver Zeichen und einer motorisch leer laufenden Welt füllen. Ein fürchterliches Ende des *linguistic turn*.

Bronnens Sachlichkeit ist, wie nicht anders zu erwarten, ein vielschichtiges Phänomen: Bronnen greift das Zeichenmaterial der Straße, das »Zeitungsdeutsch mit all seiner Schludrigkeit, durchsprinkelt von Dilettantismus und blutigstem Zufall«, wie der Herausgeber der mondänen Zeitschrift *Der Querschnitt* Hermann Wedderkop formuliert hatte, in seinen Romanen auf. Es bildet den stofflichen Horizont seiner Modernität, sozusagen deren Letztbegründung in der Künstlichkeit der Medien. Diesen Kontingenz-Horizont verknüpft Bronnen mit dem lebensideologischen Gestus, die Oberfläche

<sup>34</sup> Ebd., S. 106.

<sup>35</sup> Vgl. Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a.M. 1994, S. 265.

der Zivilisation zu durchbrechen, um in eine Sphäre der wertindifferenten Energie hinabzusteigen. »Leben« bezeichnet bei Bronnen, wie Martin Lindner gezeigt hat, Einstieg in einen »elektrischen Energiestrom«. Er bleibt somit einem Kraft-Konzept verhaftet, das – Anson Rabinbachs Buch *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*<sup>36</sup> zufolge – seinen Höhepunkt schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte. Die Zivilisation kann den Energieaustausch unterbrechen. Gleichzeitig unterscheidet Bronnen die Lebenssphären nach der Manier der Dezipionisten in Zonen der Fusion und Zonen der Trennung, wobei er jedoch, wie Ulrike Baureithel zeigt, von den stereotypen Geschlechterkodierungen abweicht. Und schließlich unterwirft er das ganze Geschehen einer Art »Kamera-Auge«, auf jeden Fall einem Perzeptions-Apparat, der nur das in Erscheinung treten lässt, was im Apparateprogramm angelegt ist. Das apparatemäßige Styling seiner Texte, seine Anlehnung an die Prosa der Comicstrips und die Melodramatik des populären Films (Arno Rußegger), dieses moderne Make-up seiner Texte machte Bronnen zeitlebens den Antimodernisten im nationalen Lager verdächtig, ließ seine Neue Sachlichkeit immer noch als eine »Navigation im up-to-date-Meer«<sup>37</sup> erscheinen. Das ist der Grund seiner anhaltenden Isolation in allen Lagern. Bronnen schrieb Sudelschriften der Modernisierung, deren Historisierung noch ansteht. Wenn schon – dann alle Nachbarschaften im Tümpel der klassischen Moderne.<sup>38</sup>

<sup>36</sup> New York 1990.

<sup>37</sup> Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt a.M. 1985, S. 213.

<sup>38</sup> Ein weiteres Kapitel der unheimlichen Nachbarschaften schlägt Michael Großheim in seinem Buch »Ökologie oder Technokratie? Der Konservatismus in der Moderne«, Berlin 1995, auf.

## Lob der Kälte

### Ein Motiv der historischen Avantgarden

Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!  
Schauet hinan:  
Es kommt nicht auf euch an  
Und ihr könnt unbesorgt sterben.

Bertolt Brecht, *Großer Dankchoral*

Das Streitgespräch um die »Moderne« und »Postmoderne« dreht sich um die Pole der »Kälte« und der »Wärme«. Es bleibt im Banne des polaren Schemas.

Unter *Architekten* spricht man vom »eiskalten Herz der Moderne« und vom Bauhaus-Kubus als einer Gefriermaschine; man begründet damit die Wende zu den höheren Wärmegraden der Postmoderne.<sup>1</sup>

Die *Geschichtsphilosophen* argumentieren ebenfalls im Rahmen der thermischen Polarität: »Seit Auschwitz und Hiroshima« – so lese ich in einer Würdigung von Manfred Franks Buch *Der kommende Gott. Vorlesungen über die neue Mythologie* (1982) – seit diesen Zeitmarken also ist der »Fortschritt so endgültig rationell und »kalt« geworden, daß noch der »heißeste« Einspruch dagegen, und geschehe er im Namen des Dionysos, einen Sinn macht.«<sup>2</sup> Und im *Steirischen Herbst* von 1983 verfällt Manfred Frank selbst bei der Erläuterung eines zentralen Terminus der Moderne, der »Entzauberung«, in die Klage: »Die Metapher des kalten Herzens breitet sich aus und erwirbt die Qualität eines Zentralsymbols für die europäische Großwetterlage unter Bedingungen kultureller und ökonomischer Modernität.«<sup>3</sup>

Frank knüpft an diese Klage aber einen durchaus modernistischen Habitus seines Denkens, wenn er sich weigert, aus seiner Diagnose den Schluss zu ziehen, dass man sich in postmoderne Reservate der Wärme zurückziehen solle:

<sup>1</sup> Mathias Schreiber, Suche nach einer neuen Architektur, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 28.12.1983.

<sup>2</sup> Hans-Martin Lohmann, Das Nichts steht vor der Tür, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 7.12.1982.

<sup>3</sup> Manfred Frank, Zwei Jahrhunderte Rationalitäts-Kritik und die Sehnsucht nach einer neuen Mythologie, in: Manuskripte 82 (1983), S. 36.